



Auf der Suche nach dem **VERLORENEN** Publikum

Nach den Schließungen und Einschränkungen der Corona-Zeit sah es in den Theatern so aus, als müsste man sich an halbleere Säle selbst bei Premieren gewöhnen. Der Publikumschwund ist bis heute zu spüren. Müssen die Theater wieder auf das Publikum zugehen? Und wie? Oder hat man das Publikum vergessen, weil man meint, alle gesellschaftlichen Wunden heilen zu müssen? Und was wollen die Zuschauer? An einer Bestandsaufnahme hat sich gerade die Bayerische Akademie der Künste versucht – mit einigem Erkenntniswert.

VON JAKOB HAYNER

Doch zunächst zur aktuellen Lage. „Die Bühnen sind wieder der Ort, an dem geträumt, gestritten, gelacht und geweint wird“, teilte der Deutsche Bühnenverein bei seiner Jahresversammlung bereits im Sommer mit. Der Saal sei wieder halb voll statt halb leer, die Statistik zeige, dass die Besuchs- und Vorstellungszahlen deutlich anwachsen. Es gehe bergauf, nachdem die Zahlen ganz unten waren.

Seitdem sind die Theater auf der Suche nach dem verlorenen Publikum. Es ist eine große Aufgabe, wie die neue Studie „Stadt – Theater – Publikum“ im Auftrag des Staatstheaters Hannover zeigt. „Das Kultur- und Freizeitverhalten hat einen fundamentalen Wandel erfahren, die Sehnsucht der Menschen, vor allem der jüngeren Generationen, nach Kompensation, Unterhaltung, Ablenkung, Erbauung und ‚mental health‘ hat zugenommen“, fasst Klaus Siebenhaar, der mit Achim Müller die Studie geleitet hat, das Ergebnis zusammen. „Viele haben ihre Aktivitäten weg von der Hochkultur verlagert.“ Doch selbst

Clubs und Discos leiden unter dem neuen Rückzug in die Privatheit, in dem die eigenen vier Wände zum Zentrum der Welt geworden sind.

Was hilft gegen das Netflix-Biedermeier? Wie kann man Menschen wieder in die Öffentlichkeit locken? Viele Theater träumen davon, sich ein neues Publikum zu schaffen, möglichst jung und divers. Am Schauspielhaus Zürich gibt es mehrere Stellen für Audience Development, also Publikumsentwicklung. Zielgruppenorientiertes Marketing und Community Building für langfristige Kundenbindung sind die Stichworte. Selbst in den staatlich geförderten Theatern muss man überlegen, wie das Produkt zu den Kunden, also das Publikum in den Saal kommt. Das Staatstheater Mainz bietet zum Beispiel ein All-Inclusive-Gesamterlebnis an. Das Schauspiel Köln setzt auf erklärende Broschüren für Neueinsteiger. In den USA sind „Newcomer Guides“ längst üblich.

Ein neues Publikum ist zwar gut, besser jedoch ist, das alte Publikum zu halten. Das ist die Botschaft von Aubrey Bergauer, einem Star des Kulturmanagements. Als „Steve Jobs der klassischen Musik“ wird Bergauer bezeichnet, weil sie modernes Marketing und klassisches Kunsterlebnis verbindet. Demnächst erscheint ihr Buch „Run it like a business“, das Kultureinrichtungen erklärt, wie man ein Publikum gewinnt – ohne die Kunst zu vernachlässigen. Bei Bergauer geht es vor allem ums Wiederkommen. Und genau dort sieht die Hannoveraner Studie den größten Einbruch: in der Frequenz der Besuche. Viele Besucher gehen seltener ins Theater, sie tun sich mit dem Wiederkommen schwer. Doch warum?

Warum nicht das Publikum direkt fragen? Bei einer Aussprache mit Schau-

Nach Corona lag der Theaterbetrieb brach. Jetzt werden die Säle wieder voller, aber die Erwartungen an die Theater haben sich verändert – was folgt daraus?

spielen und Theaterleitern? Die Bayerische Akademie der Künste, direkt neben Kammerspielen und Residenztheater gelegen, hat sich so etwas getraut, einen Debattenabend unter dem Motto „Publikumsbegrüßung“. Keine „Publikumsbeschimpfung“ in Anlehnung an das Stück von Peter Handke, sondern ein Gespräch auf Augenhöhe. Da fallen dann solche Sätze aus dem Publikum: „Ich erinnere mich an eine Zeit in München, in der man für die Schauspieler ins Theater gegangen ist!“ Lautes Gemurmel und kräftiger Applaus. Es beginnt eine große, hitzige und leidenschaftliche Auseinandersetzung, genau am richtigen Ort. Denn München ist eine gesplattene Theaterstadt.

So gibt es immer wieder Streit um die Kammerspiele. Unter der Intendanz von Matthias Lilienthal wurde das „Projekt Kammerspiele“ zum Vorreiter einer „Ästhetik des Performativen“ (Erika Fischer-Lichte). Vom Publikum geliebte und verehrte Schauspieler wie Brigitte Hobmeier fühlten sich „wie auf dem Abstellgleis“ und verließen das renommierte Haus. „Jammerspiele“, hieß es darauf in den Medien. Ein Gegenwind, mit dem auch die jetzige Intendantin Barbara Mundel zu kämpfen hat, die auf Lilienthals Spuren wandelt. Das Münchner Publikum sagt zum Abschied nicht leise, sondern laut Servus. Wenn also bei der „Publikumsbegrüßung“ beklagt wird, dass heute die Schauspieler

im Theater fehlen, so sind das alte Wunden, die noch schmerzen. Oder zumindest noch immer hergezeigt werden.

Bereits mit Lilienthal etablierte sich eine bis heute beliebte Gegenerzählung. Diese Erzählung besagt, dass jegliche Kritik an den Kammerspielen und der performativen Ästhetik vom Vorurteilsgeladenen Kulturkonservatismus kommt. Das greift auch Mundel auf, als sie mit Andreas Beck vom Residenztheater und Jochen Schölich vom Metropoltheater diskutiert. „Ich habe viele Leute gehört, die sagen: ‚Das ist mein Wohnzimmer und da wird kein Sessel verrückt‘“, sagt Mundel. Ein bewahrendes Spießertum, das weder neugierig noch offen ist? Das hört sich beim Publikum ganz anders an: Da geht es um Horizonterweiterung. Darum, herausgefordert, nicht bestätigt zu werden. Experimente zu erleben, die spannend sind. Gedanken zu spüren, die Herz und Tiefe haben. Und um Qualität.

Mundels Auftritt ist ein bezeichnendes Missverständnis. Oder ein Missverstehen wollen? Die Intendantin der Kammerspiele macht jedenfalls nicht den Eindruck, als wolle sie das Publikum aus der Akademie in ihr Theater locken. Dieses Publikum ist zwar dem Anschein nach älter und bürgerlich, doch es bringt Begeisterung fürs Theater und Interesse an der Welt mit. Es gibt – entgegen allen Vorurteilen auch unter den Älteren – viele, die eine Lanze für die Kammerspiele brechen, und noch mehr, die wi-

dersprechen. Die kritischen Zuschauer stört nicht der politische Anspruch, sondern wie dieser auf die Bühne kommt. Man hat hohe Ansprüche. „Ich bin bei Zadek großgeworden, als ‚Zuschauer‘“, hört man. Das ist eine Ansgage.

Was spaltet das Publikum? Ein Kampf der Generationen oder der Weltanschauungen? Die „Publikumsbegrüßung“ zeigt ein anderes Bild: Der Bruch verläuft mitten durch ein Publikum, das sich durchaus Gegenwart und Experiment auf der Bühne wünscht. Das aber allergisch reagiert, wo dieser Anspruch nur behauptet und nicht eingelöst wird. Es ist ein ästhetischer Bruch in der Theaterwelt. „Die Jahrgänge, die jetzt kommen, die wollen keinen Konflikt und keine Missstände auf der Bühne, die wollen sich zugehörig fühlen und ihre Selbstwirksamkeit spüren“, sagt Jochen Schölich, der auch in der Ausbildung tätig ist. Authentizität, Empowerment und Safe-Space-Theater verdrängen intellektuelle Abenteuer und spielerische Entgrenzung, der erhobene Zeigefinger ersetzt das Widersprüchliche – das ist der eigentliche Bruch.

Während Mundel sich in zurückhaltender Publikumsbeschimpfung übt, nimmt es Andreas Beck mit der Begrüßung spürbar ernster. „Ich möchte das Publikum nicht vorsortieren“, sagt der Intendant des Residenztheaters. „Ich bin ein Geschichtenerzähler.“ Und einer, der sagt, was ihm nicht passt. Für die Absurditäten der Corona-Maßnahmen findet er deutliche Worte, so wie für angesagte Theatertrends. „Da ist zu oft Sozialkunde auf dem Spielplan“, beschwert sich Beck. „Wir müssen wie ein gutes Wirtshaus jeden Tag einen guten Tagesteller auf den Tisch bringen, das ist nicht immer Molekularküche.“ Als die unvermeidliche Frage nach der Aus-

lastung kommt, kann Beck mit 86 Prozent punkten. Und Mundel? Weiß es nicht. Auch das wirkt befremdlich.

Sechs Stunden dauert die „Publikumsbegrüßung“. Es geht bereits auf Mitternacht zu, als die zu Wort kommen, die den engsten und häufigsten Kontakt zum Publikum haben und in München oft vermisst werden: die Schauspieler. Auch unter ihnen gibt es welche, die dem Publikum mehr oder weniger geneigt sind. „Das Publikum ist dein Feind“, imitiert der beim „Jedermann“ in Salzburg geschasste Michael Maertens zur allgemeinen Erheiterung den greisen Bernhard Minetti. Benny Claessens nimmt es wörtlich und staucht eine Zuschauerin, die sich über schlechte Inszenierungen beschwert, vor versammelter Mannschaft zusammen, bevor er sich die Theaterkritik (die in einer Folgeveranstaltung diskutiert werden soll) und den Publikumsliebhaber Shakespeare („Schlaf-tablette!“) vornimmt.

„Ich habe keine Angst vor dem Publikum“, sagt Wiebke Puls. „Aber es geht mir besser, seit ich aufgehört habe, die Agenda der jeweiligen Intendanz vertreten zu wollen.“ Seit 18 Jahren ist Puls an den Kammerspielen, sie ist einer der großen Stars – und unkündbar. Sonst könnte sie wohl kaum so frei heraus sagen, dass sie sich vom Publikum besser geschützt fühle als von der Leitung. Es scheint so, dass im Theater die Loyalität zu den Betriebsoberen und ihren kulturpolitischen Schreibtischdeuten häufig wichtiger ist als das Bündnis mit dem Publikum – das ahnt auch das Publikum und reagiert verstimmt. Das ist Gift für die im Theater entscheidende Vertrauensbeziehung zwischen Bühne und Saal. Es braucht Beziehungsarbeit, was den Glauben voraussetzt, dass sich Beziehungen verändern können. Ein Anfang ist an diesem Abend in München gemacht.